

Eva Maria Schalk

Gezeiten der Liebe

Spuren nach Hintersee



© 2018 Eva Maria Schalk

Autorin: Eva Maria Schalk

Lektorin: Mag. Nora Paul

Foto Titelseite: Eva Maria Schalk

Druck und Vertrieb im Auftrag der
Autorin/des Autors: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN

Paperback: 978-3-99084-161-7

Hardcover: 978-3-99084-162-4

e-Book: 978-3-99084-163-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung

Einleitung

2018 wurde in vielen Gemeinden (Österreich und Bayern) das 200-Jahre-Jubiläum der Erstaufführung des Liedes „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ gefeiert. – Eine Idee und Initiative von Wilfried Haslauer (Landeshauptmann von Salzburg), die Friedensbotschaft des Liedes neubelebt mit den Menschen zu verbinden.

In der Salzburger Stille-Nacht-Gemeinde Hintersee, in der Joseph Mohr, der Textdichter des Liedes und Protagonist dieses Romans, über zehn Jahre als Priester wirkte, wurde aus diesem Anlass ein Joseph-Mohr-Gedenkweg errichtet.

Der sensible Text des Liedes, der eine große Friedenssehnsucht und Liebe ausdrückt, sowie die schöne Melodie im Siciliano-Rhythmus und das seinerzeit so schwierige Leben des Wanderpfarrers Mohr waren die Motive zu diesem Roman. Diese Motive verstärkt aufzuzeigen, findet die Autorin in der jetzigen schwierigen Zeit der Völkerwanderung, des Rechtsradikalismus und des Terrors besonders wichtig.

Weihnachten 1833 in Hintersee

Joseph Mohr und die Wilderer

Das tief verschneite Dorf Hintersee, friedlich, so schien es, lag im Winterschlaf.

Die Dorfstraße war eine Pferdespur breit freigeschaufelt und die sehr schmalen Seitenwege, die zu den einzelnen Häusern führten, wurden von hohen Schneemauern eingegrenzt, sodass die Bewohner nur vom ersten Stock aus die schneebedeckten Dächer der anderen Häuser sehen konnten. Winterschlaf? Keine Spur.

Zwei Wilderer, die schwere Leinensäcke auf dem Rücken schleppten, schlichen spätabends zum Pfarrhaus. Immer wieder wandten sie ängstlich ihre Köpfe, um sicher zu sein, dass sie nicht entdeckt oder gar verfolgt wurden.

Endlich kamen sie dort an, rissen die Tür auf und rumpelten mit ihren genagelten, schneeverklebten, hohen Lederschuh durch den Flur. Die schmale Holzterasse hinauf in den ersten Stock und da kam ihnen auch schon der Pfarrer Joseph Mohr entgegen.

Auf der Kommode stand eine Kerze, die das Stiegenhaus beleuchtete. Mohr nickte den Männern freundlich zu, nahm die Kerze und ging über die steile Holzterasse, die in den Dachboden führte, den beiden voraus.

Als Mohr oben ankam, half er Sepp, dem Jüngeren, den schweren Sack abzulegen. Plötzlich gab es ein lautes Gepolter: Lois, der Ältere, rutschte aus, fiel die ganze Treppe hinunter und blieb liegen. Mohr schob Sepp aufgeregt zur Seite und eilte zu Lois. Der aber lachte nur, ruppelte sich schnell wieder auf und sagte: „Die, die verdammt, bleden Schuach. Der Schnee! Kreizkruzifix!“ Mohr faltete die Hände. „Bitte fluch nicht!“ Dann meinte er besorgt: „Hast du dir wirklich nicht wehgetan?“ Lois wollte stampfend die Schuhe vom restlichen Schnee befreien, doch Mohr hinderte ihn daran. Mit Hilfe eines Kerzenlöschers befreite er sorgfältig die Schuhsohlen von den lästigen Schneeklumpen.

Dann schob er den kräftigen Mann die Treppe hinauf, schmunzelte ein wenig, deutete auf seinen mit Rehfleischstücken gefüllten Leinensack und sagte leise: „Hast Glück gehabt, warst gut gepolstert.“

Die Wilderer lachten, legten die Beute auf einen großen Tisch und fingen an, die leicht gefrorenen Tierteile, die seit den frühen Morgenstunden unter einem Heustadl gelegen waren, zu sortieren und in alte Leinentücher einzupacken.

Mohr dachte sich: Hoffentlich geht alles gut und hoffentlich machen die beiden keinen Fehler.

Der Priester hatte bereits auf einem Zettel die Namen von den Ärmsten, die im Dorf lebten, notiert. Mehr als die Hälfte der Bewohner waren sehr arm. Der Wirt, drei größere Bauernhöfe und einige Familien, die mit der Jagd und dem Holzhandel zu tun hatten, zählten zu den besser Situierten. Mohr wusste zu gut, wie viele Menschen kaum etwas zu essen hatten und an Hunger litten. Vor allem wenn Kinder im Haus waren, und es gab etliche in Hintersee, dann schmerzte Joseph Mohr die Armut besonders. Lois steckte den Zettel der Namen in seine Rocktasche und nun sah er Mohr herausfordernd an. Mohr legte einige Kreuzer auf den Tisch. „Das muss reichen, ich habe nicht mehr. Für jeden etwas.“ Fragend schaute er beide an. Sie griffen gierig nach dem Geld, zählten es, zögerten, aber nickten dann doch zustimmend. Mohr nahm ein Fleischpaket und sagte bestimmend: „Das liefere ich selbst.“ Die beiden Männer sahen einander an und grinsten verstohlen.

Der Pfarrer wartete, bis die beiden außer Sichtweite waren, warf seinen Umhang über, versteckte darunter das Fleischpaket und stapfte in die Nacht hinaus.

Als er beim Haus seiner Geliebten ankam, hörte er das kleine Mädchen bitterlich weinen; er stürmte in die Küche, von wo das Weinen herkam. Doch plötzlich war alles mucksmäuschenstill und er konnte auch nirgends das Kind entdecken. So verließ er die Küche wieder und das jämmerliche Weinen begann von neuem. Verflixt, dachte Mohr, es kommt ja doch aus der Küche. „Also, was ist denn da los?“, fragte sich Mohr mit halblauter Stimme und brummelte: „Ich habe das Mädchen nicht gesehen!“ Mohr betrat neuerlich die Küche, dann war das Kind wieder still, weil es auf Befreiung hoffte.

Er suchte alles ab und dann plötzlich entdeckte er die Kleine in einem leeren Krautfass. Er kniete sich hin, holte die verweinte Anna heraus und drückte sie sanft an sich. Anna gurrte und lächelte ihn an, er stupste zärtlich ihr rotziges Näschen und säuberte es sorgfältig mit seinem Taschentuch. „Mein kleines Mädchen, was machen sie denn mit dir?“ Mohr

summte das Lied „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ und liebte es. Die Tür ging auf und Theresa kam hereingestürmt. Erleichtert, dass alles in Ordnung war mit ihrer Anna, lachte sie Mohr an. „Ich musste in den Stall, die Mutter ist krank, liegt im Bett und der Vater ist wieder einmal beim Wirt.“ Sie küsste Mohr und nahm ihm die Kleine ab. Er umarmte beide innig.

„Kann ich einen Sprung zu deiner Mutter gehen?“

„Ich glaube, sie schläft gerade. Soll ich nachschauen?“

„Nein, nein, dann lassen wir sie schlafen. Was hat sie denn?“

„Halsweh, Husten und Fieber. Sie zieht sich nie gut an und arbeitet viel zu viel.“

„Lass sie schön grüßen von mir.“

Therasas Mutter putzte und kochte manchmal im Pfarrhaus und Mohr pflegte einen guten Kontakt zu ihr. So hatte er auch Theresa kennengelernt, die ihrer Mutter manchmal bei den Arbeiten behilflich war.

Theresa war die Jüngste in der Familie des Labauern, sie hatte noch zwei größere Brüder. Da gab es den Jakob, den Erstgeborenen, der einmal den Hof übernehmen sollte, und dann gab es den Hans. Hans arbeitete im Messingwerk in der Ebenau und Jakob fallweise als Triftknecht in der naheliegenden Strubklamm. Um den Jakob sorgte sich immer die ganze Familie, denn der Beruf als Triftknecht war sehr gefährlich. Die starken und tapferen Männer hingen mit einer Hand an einem 90 Meter langen Seil, mit der anderen Hand lösten sie mit einem Trifthaken die Verklauungen der riesigen Holzstämme und unter ihnen lag drohend die gefährliche Schlucht. Bei dieser harten Arbeit war schon so mancher Holzarbeiter abgestürzt.

Das Holz wurde für den Halleiner Salzbergbau verwendet, der immer große Mengen an Sudholz benötigte.

Jakob war es auch, der Theresa und die kleine Anna immer wieder unterstützte. Außerdem spielte er den Liebesbriefträger für seine Schwester. Joseph Mohr schätzte den offenen und lustigen, kräftigen Naturburschen Jakob sehr, er war ihm ein guter Freund geworden. Mit ihm konnte er oft scherzen und sehr herzlich lachen.

Als Mohr auf dem Heimweg war, glitten seine Gedanken nach Salzburg ab, in die Stadt seiner Kindheit, und er erinnerte sich an seine liebe Mutter. Sie hatte es damals nicht einfach gehabt, war er doch eines von mehreren ledigen Kindern gewesen. Seine Mutter, die ebenfalls Anna hieß,

hatte ihm trotz der Armut eine gute Ausbildung ermöglicht. Vor allem durch die finanzielle Unterstützung des Salzburger Domchorvikars Johann Nepomuk Hiernle war dies möglich gewesen. Hiernle hatte schon bald das musikalische Talent des Heranwachsenden erkannt und so war Joseph ins Gymnasium und später auf das Priesterseminar gegangen. Auch als Sänger und Violinist hatte er in den Chören der Universität Salzburg und des Benediktinerstiftes St. Peter mitgewirkt.

Der gut 30-jährige Priester seufzte plötzlich tief: In Salzburg war er immer sehr glücklich gewesen. Hier in der Pfarrgemeinde Hintersee, obwohl er viele gute Kontakte aufgebaut hatte, schon über sechs Jahre, fühlte er sich nie so richtig heimisch. Er fragte sich: Vielleicht ist es die heimliche Liebe zu Theresa? Die Angst entdeckt zu werden? Die Sorgen um viele Menschen hier, die nur Not kennen? Der lange Winter?

Er betreute fast 300 Katholiken. Dem sozial sehr engagierten Priester fehlten aber vor allem die Anerkennung in seiner Pfarre und manchmal ganz besonders Gespräche mit Gleichgesinnten. Oft dachte er sich, es stimme einfach nicht, so wie er es gelehrt worden war: Wenn man Gott diene und ihn verehere, sei man nie einsam.

Durch den Glauben fühlte Mohr sich zwar sehr stark und oft war er über viele Dinge erhaben, doch ihm fehlte ein Zuhause.

Zuweilen dachte der hagere, gutaussehende, dunkelblonde Mann von mittelgroßer Gestalt sehnsüchtig an seine schöne Stadt Salzburg. An die gute Gemeinschaft im Chor und im Priesterseminar. Hier in Hintersee probte er manchmal mit dem Kirchenchor und begleitete mit seiner Gitarre, aber viel zu selten. Tagsüber mussten alle hart arbeiten und am Abend fielen die Menschen todmüde ins Bett.

Mohr blieb stehen, bestaunte den aufgehenden Mond, den klaren Sternenhimmel und die zauberhafte Schneelandschaft. Mit kraftvoller Stimme sagte er: „Oh Herr, um glücklich sein zu können, brauche ich mehr als die Menschen in der Pfarrgemeinde. Es wäre schön, wenn ich mit Theresa und meiner Tochter eine Familie gründen könnte. Das Versteckenspielen nagt in mir. Es macht mich müde und krank.“

Es war Heiliger Abend und noch viel zu früh für die Christmette, der Priester ging zwischen den hohen Schneemauern durch das Dorf, beim Wirt vorbei, und abermals schweiften seine Gedanken zu seiner Theresa ab. Im Frühjahr würde er sie mit der kleinen Anna nach Salzburg bringen können. Theresa könnte dann als Küchenhilfe in der Dompfarre arbeiten.

Beim Wegkreuz vor dem Pfarrhaus bekreuzigte er sich und sagte: „Herrgott, ich weiß, das verbotene Schachern mit den Wilderern und vor allem die Liebe zu Theresa sind ein irdisches Versagen, aber ich bin ja nicht der einzige Sünder in unserer großen Schar. Und ich bin unendlich dankbar für diese Liebe und dafür, dass du mir eine gesunde Tochter geschenkt hast!“

Trotz der Kälte spürte Mohr Schweißtropfen auf seiner Stirn und wollte sie mit seinem Taschentuch abwischen. Oh Schreck! Das Tuch hatte er wohl bei Theresa gelassen, er entsetzte sich sehr über seine Vergesslichkeit und Zerstreutheit. Das Tuch trug sein Monogramm! Wenn das der Bauer sieht, dachte er verzagt.

Der Priester ging auf die Kirche zu, er wollte in Ruhe einige Fürbitten beten und ganz für sich sein. Erstaunt stellte er fest, dass bereits einige Kerzen in der Kirche brannten, und dann sah er auch schon seinen Mesner. Fast zornig ging Mohr auf ihn zu. „Was ist denn heut‘ los? Du bist schon vor der heiligen Messe da, ansonsten kommst du immer zu spät.“ Leicht schwankend ging der Hias auf den Priester zu und sagte grantig: „Nichts ist ihm recht, aber schon gar, gar nichts!“

Joseph Mohr friedlich: „Schon gut, Hias. Aber du weißt, was eine Kerze kostet“, klopfte ihm auf die Schulter und dabei kam ihm eine Alkoholfahne entgegen. „Oh Gott, du hast wieder einmal zu tief in das Glas geschaut!“

Der Hias grinste übers ganze Gesicht und sagte frech: „Jaaaa, und eine ganz, ganz nette Gesellschaft habe ich gehabt. Der, der Labauer! Der Vater von der Theresa. Du weißt schon. Und eine Gaudi war’s. Der Wirt hat uns einen Vogelbeerschnaps spendiert. Meine Herren, da fehlt dir dann nichts mehr. Wir haben schon vor der Mette eine Mette gehabt. Und einen Hunger habe ich. Auf die Rauhnudeln freu ich mich jetzt schon ganz wahnsinnig. Der Vogelbeerschnaps, der, der macht ordentlich Appetit, und wie.“

Joseph Mohr verärgert. „Hoffentlich kannst noch singen, schließlich hast du als Lehrer und Mesner ein Vorbild zu sein. Für alle.“

Kichernd schlapfte der Hias in die Sakristei. Joseph Mohr kniete sich vor dem Altar nieder und wollte beten, doch er fand keine Ruhe und so verschwand er ins Pfarrhaus.

Dort ging er in seine Küche, bestückte den Kachelofen mit Holz, ließ sich auf der Ofenbank nieder und sammelte seine Gedanken für eine

schöne Predigt. Und natürlich wollte er mit dem Chor sein Lied „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ singen und es mit seiner Gitarre begleiten. Er dachte zurück an Weihnachten 1818, als er mit seinem Freund Franz Xaver Gruber in Oberndorf das erste Mal das Lied aufgeführt hatte. Gruber hatte damals die Noten zu seinem Text geschrieben, den er zwei Jahre vorher in Mariapfarr verfasst hatte. Mohr machte ein paar Skizzen für die Predigt und wollte vor allem die Flucht nach Bethlehem und aus seinem Lied „... alles schläft; einsam wacht nur das traute heilige Paar ... da schlägt uns die rettende Stund‘ ...“ einbauen und damit Trost und Zuversicht an die Gläubigen und an sich selbst mitteilen.

Über den Text des Liedes und über die zu Herzen gehende Melodie freuten sich die Menschen immer wieder und zeigten sich gerührt. Damals wusste Mohr noch nicht, dass das sehr gefühlvolle, friedliche Weihnachtslied durch die Zillertaler Sängerguppe Straßer verbreitet und anschließend Schritt für Schritt weltweit bekannt werden sollte. Es wurde in 300 Sprachen übertragen und ist in die nationale UNESCO-Liste des Immateriellen Kulturerbes aufgenommen worden.

Der Geistliche erhob sich von der Ofenbank, nahm seine Gitarre, warf seinen Umhang über die Schultern und ging zur Kirche. Er begegnete dem kleinen Loisl, dem Sohn des Wirtes, der ebenfalls seine Gitarre mit-schleppte. Der Bub war ein Schüler von ihm, sehr gelehrig und talentiert, und durfte manchmal auch in der Kirche spielen. Es war eine große Ausnahme, dass sich jemand ein Musikinstrument überhaupt leisten konnte. Er unterrichtete den Loisl gratis, aber der Wirt war sehr großzügig und entlohnte ihn mit „Schmankerln“ aus seiner Küche.

Mohr scherzte mit dem Loisl, lobte ihn, und gemeinsam stapften sie durch den Schnee zur Mitternachtsmette.

Als bei der heiligen Mitternachtsmesse sein „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ erklang und er in die Augen seiner Theresa blickte, kämpfte er mit den Tränen und seine Sehnsucht nach einem gemeinsamen Zuhause bohrte sich in sein Herz.

Die Pfarre in Hintersee war Mohrs zwölfte Arbeitsstelle, denn nicht nur aus gesundheitlichen Gründen, sondern vor allem, weil er seinen Vorgesetzten zu offen war, musste er oft die Arbeitsplätze wechseln.

Der Priester war in Hintersee wegen seiner gönnerhaften, kinderliebenden, und friedlichen Art bei vielen Gläubigen sehr geschätzt und beliebt,

doch er wusste, es gab auch eine Hand voll feindselig gesinnte Mitmenschen.

Was er zu dieser Zeit nicht wusste, war, dass ihm eine kirchenamtliche Untersuchung wegen nachlässiger Berufspflichten bevorstehen würde und er angezeigt werden würde, denn es gab gerichtliche Aufzeichnungen, dass er Wilderern Fleisch abgekauft haben sollte, um es Armen zu schenken.

Am Abend des anderen Tages, als es schon dunkel war, huschte eine zierliche Gestalt durch die verschneiten Wege. Es war Theresa, sie hatte für Joseph ein Wildfleischgulasch gekocht und trug in einem kleinen Topf eine Kostprobe ins Pfarrhaus. Heute, so dachte sich die junge Frau, wird der Joseph besonders hungrig sein, weil er in der Faistenau die Messe gelesen hat und einen weiten Fußmarsch bewältigen musste.

Zögerlich öffnete Theresa die Pfarrhaustür, meistens war sie nicht abgeschlossen, weil auch der Mesner in diesem Haus wohnte, und der, wenn er betrunken war, nicht mehr aufsperrten konnte.

Die bildhübsche, aber sehr schüchterne Frau mit ihren langen, dunkelblonden Zöpfen und blaugrauen Augen öffnete die Tür, ging in die Küche und stellte fest: Joseph war noch nicht da. Sie blickte durch das Fenster und schon sah sie ihn. Schnell eilte sie zur Haustür, öffnete sie und strahlte den heraneilenden Mann an. Mohr schob Theresa sanft in den Hausflur, umarmte sie liebevoll und küsste sie innig.

Später verschlang er das Gulasch und ein paar Kartoffeln. „Das schmeckt gut. Köstlich! Ich dank dir sehr herzlich. Ein richtiges Festmahl. Aber du weißt, dass ich auch mit Kartoffeln zufrieden wäre.“ Theresa nickte fröhlich: „Du musst doch schließlich auch von dem guten Fleisch ein bisserl kosten.“

Mohr lachte herzlich.

„Wie war es denn in der Faistenau?“

„Du weißt, ich mag die Leute alle, aber es ist schon sehr anstrengend. Alles! Aber Lisl, die Grillwirtin, hat mir heimlich was zugesteckt.“ Mohr stand auf, holte ein kleines Packerl aus seinem Rucksack heraus und sorgfältig entfernte er das löchrige Leinentüchlein. „Da, schau einmal her, Theresa. Ein Stückerl Apfelstrudel. Das nimmst du mit heim.“

Die junge Frau strahlte ihn an, Mohr schmunzelte, wickelte den Strudel wieder ein und drückte ihn Theresa in die Hand.

„Dank dir schön, lieber Joseph. Die Mutter hat auch was für dich mitgegeben. Schau her!“ Sie hielt ein kleines Glas in der Hand, das mit einem Wachstuch zugebunden war. Mohr nahm es, drehte es nach allen Seiten, doch er konnte den Inhalt nicht erkennen. „Was ist da drinnen?“

„Eingelegte Weinbergsschnecken, du weißt ja, im Sommer, da haben wir sie massenhaft, sodass wir die Tiere auch in Essig einlegen. Hoffentlich schmecken sie dir.“

„Sicher, diese beliebte Klosterspeise wird mir sehr gut schmecken! Danke, Theresa, das ist ja wirklich was ganz Besonderes.“

„Und da habe ich noch einen Kletzenbrotscherz für dich.“

Mohr liebte seine Theresa, lachte sie an: „Kannst du noch ein bisschen bleiben?“ Er wartete keine Antwort ab, nahm seine Gitarre und spielte mit großer Leidenschaft einige Lieder.

„Schön spielst du.“

Plötzlich sprang Theresa auf und sagte: „Ich muss jetzt gehen, darf nicht zu lange wegbleiben, denn mein Vater, der spinnt schon wieder und ...“ Theresa schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Joseph legte rasch seine Gitarre weg, nahm sie in die Arme und versuchte sie zu trösten. „Um Himmels willen, was ist denn passiert?“ Sie schluchzte kräftig, ihr ganzer Körper bebte. „Er hat gesagt, wenn wir mit unserem Gspusi nicht aufhören“, sie deutete auf seine und ihre Brust, „dann redet er mit dem Langreithbauern. Du weißt schon, der Bauer, der die Jagdaufsicht hat.“

Liebevoll und tröstend meinte Joseph Mohr: „Drei Monate noch, dann kannst du nach Salzburg, dann wird alles besser. Und wegen mir, da mache dir bitte keine Sorgen.“

„Aber ich sehe dich dann wahrscheinlich nur mehr ganz selten und das tut mir bitterlich weh.“

„Ich habe immer eine Mitfahrgelegenheit. Mit den Holzhändlern, den Fischern oder auch den Jägern. Sind alles erzbischöfliche Hoflieferanten und bringen mich direkt zu dir nach Salzburg.“

Mohr setzte sich mit seiner Geliebten auf die Ofenbank, streichelte sie zärtlich. „Oder ich geh zu Fuß. Ich verspreche dir, wir werden uns oft sehen, öfter und länger als jetzt.“

Theresa war zwar froh, dass sie Hintersee verlassen konnte, aber sie hatte große Angst vor der Stadt. Und dann ihre Familie. Auf den Vater konnte sie gut und gerne verzichten, aber ihre Mutter und ihre Brüder, und auch

das Dorf. Alles würde ihr sehr fehlen. Und ob sie die neue Arbeit zur Zufriedenheit aller schaffen würde, das bereitete ihr Sorgen.

„Ich will ja auch meiner Tochter ein halbwegs guter Vater sein.“

Theresa nickte nur und wagte es nicht, von ihren Ängsten zu erzählen.

„Du wirst dich viel freier fühlen in Salzburg und du weißt, auch der Erzbischof Gruber ist mir gut gesinnt. Außerdem hast du für die kleine, liebe Anna mein Baserl Hilda zum Aufpassen. Das gefällt dir doch?“

Theresa nickte abermals und dann meinte sie ganz kleinlaut: „Aber weit weg ist diese Stadt Salzburg schon und ob meine Mutter die Arbeit alleine schaffen wird, das weiß ich nicht. Ich fürchte, nein. Sind zu viele Männer im Haus, aber zum Helfen bräuchte sie eine Frau. Für die Küche, teilweise für den Stall und auch für die Obstbäume, den Gemüseacker und für das Pfarrhaus.“

„Für das Pfarrhaus suche ich mir jemand, Sorge dich nicht, es wird schon alles gut gehen.“

Theresa lächelte, wischte sich die Tränen ab und küsste ihren Joseph. Dann ging sie rasch. Mohr blieb in der Tür stehen, bis Theresa in der Kälte und Dunkelheit verschwand.

Am anderen Tag kam die älteste Tochter des Grabenbauern ganz aufgeregt im Pfarrhaus an. Blass und vor Kälte zitternd teilte sie dem Pfarrer mit: „Mein kleiner Bruder ist gestorben und der Mutter geht es auch ganz schlecht. Bitte kommen sie.“

Joseph Mohr eilte mit dem Mädchen zum Bauernhof, gab dem kleinen verstorbenen Kind den kirchlichen Segen, betete gemeinsam mit allen das Vaterunser und dann kümmerte er sich um die weinende und schwache Mutter. Zum Bauern sagte er: „Du gehst jetzt zum Wirt, sagst einen schönen Gruß von mir und bittest um eine Hühnersuppe für deine Frau. Und dann spannst dein Pferd ein und holst dir eine Fuhr Brennholz bei mir ab. Ist ja saukalt bei euch.“

Der Bauer ging gleich los und Mohr blieb inzwischen bei der Familie. Die älteste Tochter schickte er zur Labäuerin. „Sie soll doch so gut sein und deinen Bruder aufbahnen. Wenn sie nicht kann, dann bitte Theresa darum.“

Als Mohr am Abend auf seiner Ofenbank saß, schrieb er einen Brief an seinen Salzburger Studienfreund Franz. Er teilte ihm mit, dass in Hintersee die Not sehr groß sei. Manche Menschen hätten zu wenig zum Essen

und kein Holz zum Heizen. Mohr schrieb auch, dass schon wieder ein kleines Kind an Unterversorgung gestorben sei und er bald nicht mehr wisse, wie er das alles bewältigen solle. Er teilte ihm auch mit, dass er abermals um Versetzung ansuchen werde.

Am anderen Tag besuchte der Priester die kranke Grabenbäuerin, und mit Freude stellte er fest, dass sie sich schon besser fühlte. Dann ging er zum Wirt und bat ihn abermals um ein kräftiges Essen für die schwache Bäuerin und war dankbar, dass sich der Wirt großzügig zeigte und seine Bitte bejahte.

Mohr war oft verzweifelt über die große Not, die im gesamten Land Salzburg herrschte. In Hintersee war sie wenigstens überschaubar, er konnte oft hilfreich einspringen und das Ärgste verhindern. Und wenn ihm das wieder einmal gelang, dann war der Priester sehr glücklich.

Erster Weltkrieg 1914–1918

Kinderarbeit und Not

Franz warf ein Steinchen auf die Fensterscheibe und rief kräftig: „Rudi, komm!“ Rudolf öffnete das Fenster und krächzte: „He, nicht so laut. Mutter schläft noch.“

Franz gestikulierte heftig mit den Händen, was so viel hieß wie: Beeil dich!

Erst in der Postkutsche, die über Hof und Faistenau nach Hintersee fuhr, kamen die beiden Jünglinge wieder zur Ruhe. Vorher liefen sie, so schnell sie nur konnten, von Salzburg Parsch nach Gnigl, um dort die Kutsche zu erreichen.

Nach einer Weile öffnete Rudolf seinen Rucksack, nahm einen Brotscherz heraus und teilte ihn mit Franz. „Beim Labauern, bei deinem Urgroßonkel, wird es uns sicher gut gehen. Da werden wir nach dem Essen auch satt sein, sagte meine Mutter.“

Franz lachte: „Ja, ja, aber arbeiten müssen wir auch nicht wenig. Und das blöde Kartoffelsetzen freut mich schon überhaupt nicht.“

„Ach geh, werden halt deine feinen Hände etwas dreckig. Hast ja ein Glück, dass du nicht an die Front hast müssen.“

Franz grinste: „Wäre untauglich, bin zu klein.“

Nach einer gemächlichen Fahrt durch die sonnige, spätfrühlingshafte Gegend machte der Kutscher in Hof einen längeren Halt. Er tränkte und fütterte die Pferde und auch die Burschen und ein anderer Mitreisender tranken beim Dorfbrunnen Wasser.

Gegen Mittag kamen sie im Dorf Hintersee an, das damals bereits 330 Einwohner zählte.

Franz ging in Richtung Kirche und forderte seinen Freund auf: „Komm! Du musst mich begleiten.“

„Klar. Will ja unbedingt sehen, wo Joseph Mohr, dein Urgroßvater, der Chef war.“

„Grüß Gott, Nani!“, sagte der Franz zu einer älteren Frau, die vom Friedhof kam. „Ja. Da schau her. Der Labauer Franz. Grüß dich Gott! Wie geht’s denn alleweil?“, fragte die Frau freundlich.

Franz lächelte die Frau etwas verlegen an. „Geht schon. Geht schon. Jetzt will ich ein paar Tage auf dem Hof helfen.“

„Das ist recht, bist ein Braver. Wir brauchen jede Hilfe, jede. Ganz notwendig. Fehlen uns ja die starken Männer, sind alle an der Front. Alle! Und jetzt müssen wir Alten und auch die Kinder herhalten. Ein Kreuz ist das. Im Herbst, wenn die Schule wieder beginnt und die Kinder mit Blasen an den Füßen und Händen zum Unterricht gehen, dann haben sie alles vergessen, was sie ein halbes Jahr vorher gelernt haben. Mein Gott, was ist das für eine Zeit! Mein Gott ...“

Freundlich verabschiedete sie sich bei den jungen Männern und mit Hilfe eines Haselnussstockes trat sie ihren Heimweg an.

Die Burschen blieben sechs Tage in Hintersee. Für die mühselige Arbeit auf den Feldern bekamen sie ein paar Eier, einen großen Brotlaib und ein Stück Speck.

Ziemlich müde bestiegen sie bei der Heimfahrt die Postkutsche nach Salzburg und los ging die gemütliche Fahrt durch das wunderbare Hinterseer Tal. Die Vögel zwitscherten lustig, die Wiesen leuchteten in einem frischen, zarten Grün und unzählige Schlüsselblumen und Vergissmeinnicht schmückten den Wegesrand.

Die Pferde, die die Postkutsche zogen, scheuten plötzlich. Der Kutscher hielt sie an, stieg aus und sah eine Ringelnatter auf einem Begrenzungsstein, die sichtlich die Sonne genoss. Der Mann beruhigte die Pferde und dann, ganz plötzlich, tauchte ein Reiter auf, der aus dem Wald kam. Ein Jäger mit Jagdhund. Ein auffallend gut gekleideter Jäger. Er näherte sich der Kutsche: „Wohin des Weges?“, fragte er.

Franz sagte leise zu Rudolf: „So eine blöde Frage, wohin soll die Postkutsche schon fahren.“ Der Kutscher verbeugte sich vor dem Reiter und grüßte außerordentlich höflich.

Rudolf flüsterte Franz zu: „Was ist denn das für ein Geschniegelter? Der Kaiser persönlich?“ In diesem Moment erkannte Franz den edlen Herrn, er erhob sich in der Kutsche, machte einen Diener und sagte: „Grüß Gott, Kaiserliche Hoheit!“ Gleichzeitig zog er Rudolf kräftig am Ärmel und deutete, dass er aufstehen solle. Als dieser stand, drückte er ihm den Kopf nach vorne, weil Rudolf sichtlich nicht begriff, dass auch er einen Diener machen sollte. Und nun machte Franz nochmals gemeinsam mit Rudolf eine Verbeugung vor dem prunkvollen Jäger und wiederholte seinen Gruß. Die Hoheit lächelte, nickte wohlwollend mit dem Kopf und

lenkte das Pferd in Richtung Jagdschloss Langreith. Der Hund bellte die Pferde an, die noch immer etwas unruhig waren, doch nach einer Weile lief er seinem Herrn nach.

„Wer war denn das?“, fragte Rudolf entgeistert. Franz grinste und sagte: „Der Erzherzog Joseph Ferdinand persönlich.“

Der Kutscher stieg wieder auf den Bock, schnalzte mit der Zunge und die Pferde trabten los. Nach einer Weile drehte er sich zu den Burschen um: „Anstatt an der Front zu kämpfen, so wie alle anderen, geht er auf die Jagd und meine Buben müssen die Köpfe hinhalten. Eine verdammte Sauerei ist das.“

„Aber soviel ich gehört habe, ist er auch oft an der italienischen Front im Einsatz“, entgegnete Franz.

„Ja, ja, hin und wieder, aber ganz oft hat er Heimaturlaub.“

Der Kutscher deutete auf den Rucksack: „Habt ihr einen Proviant bekommen?“

Franz nickte und lachte.

„In der Stadt geht es euch noch viel schlechter als uns, habe eine Tante in der Getreidegasse, die geht sogar zum Wirt und bittet um Essensreste.“

Franz und Rudolf sagten gar nichts, sie blickten einander vielsagend an und genossen die Aussicht auf den schönen, teilweise tiefblauen und türkisfarbenen Hintersee, an dem sie gerade ratternd und holpernd vorbeifuhren.

Der Kutscher blieb beim Fischerwirt am See stehen, der Wirt reichte ihm ein Schnapserl und sagte: „Geh, nimm bittschön das Eis für den Grillwirt mit, sonst hat er am Sonntag, wann die Kirchleut‘ kommen, kein kühles Bier.“

„Das passt ganz gut, weil ich zwei tüchtige Helfer hab.“ Er drehte sich zu den Burschen um und meinte lustig, aber herausfordernd: „Auf geht’s, Buam!“

Direkt am See befand sich ein kleines gemauertes Haus, in dem das Wintereis vom See aufbewahrt wurde. Forstleute schnitten und lagerten die Eisblöcke in der sogenannten Eiskapelle. So hatten die Wirte über den ganzen Sommer Eis und auch die Fischer, wenn sie frische Fische in die Stadt transportierten.

Mit bloßen Händen wickelten sie ein paar Eisblöcke in eine Decke ein und weiter ging die Fahrt.

Beim Grillwirt in Faistenau bekamen sie als Dankeschön ein frisch gezapftes Bier. Für die Burschen war das ihr erstes Bier und dementsprechend lustig verlief die Heimfahrt nach Salzburg. Als es plötzlich ganz still wurde, drehte der Kutscher sich zu den beiden um und stellte schmunzelnd fest, dass sie eingeschlafen waren.

Zweiter Weltkrieg

Ein Jahr vor dem Ende

Martina ging in der Küche auf und ab, dann warf sie einen verzweifelten Blick in die Speisekammer. Es fehlte alles Wichtige. Sie fand nur ein wenig Mehl, einen verschwindenden Rest Zucker und ein Ei. Dabei warteten fünf hungrige Menschen auf eine Stärkung. Es fehlten Gemüse, Obst und Brot. Aber es gab Wasser.

Seufzend öffnete sie das Fenster und warf einen Blick Richtung Gaisberg, als ob sie dort unbedingt etwas Verwertbares finden könnte.

Es klopfte an der Tür, Martina erbleichte und öffnete nicht gleich. Es klopfte noch einmal, etwas kräftiger. Martina öffnete, ihre Nachbarin aus der Kellerwohnung stand vor ihr und sah sie missmutig an. Martina spürte, wie sie einen hochroten Kopf bekam. Was weiß sie? Diese falsche Ziege! Und dann sagte sie: „Guten Morgen, Frau Brand! Was gibt es?“

Nur mit einem Kopfnicken drängte sich Frau Brand in die Wohnküche und ihre Blicke schweiften neugierig durch den Raum. „Seit Tagen schlaf ich schlecht, weil ich immer Schritte höre. Fast die ganze Nacht.“ Sie deutete auf das Sofa: „Schläft hier jemand?“

„Oh, Frau Brand, das ist mir aber peinlich. Ich, ich schlafe hier. Ich ... ich habe Rheuma, Rheuma im Kopf, und gehe manchmal die ganze Nacht auf und ab, so sehr quälen mich die Schmerzen.“

Frau Brand sah Martina von oben bis unten an, dann sagte sie zynisch: „Sie und Rheuma?“

„Sie doch auch. Oder nicht?“ Martina nahm hastig ihren Rucksack und dachte sich: Du blödes, stinkendes Weib. Du ekelhaftes Miststück. Ich könnte dir die Pest oder sonst etwas Übles wünschen! Laut hörte sie sich sagen: „Frau Brand, Sie sind so ein wertvoller Mensch. Ich weiß, Sie verstehen mich.“ Martina war erstaunt über ihre liebevolle Reaktion und Frau Brand lächelte. Gut. Sie lächelt. Wenn sie lächelt, dann ist alles gut. Aber trotzdem: Zum Teufel mit ihr.

Martina schulterte ihren Rucksack, schob Frau Brand sorgfältig aus der Wohnung. „Ich muss leider dringend weg.“

Sie holte ihr Fahrrad aus der Holzhütte und fuhr so schnell wie möglich durch die Gassen. Erst am Salzachufer machte die sehr jugendlich wirkende, gutaussehende Dunkelhaarige mit strenger Frisur eine Pause. Sie war total außer Atem und ihre Gedanken flogen nur so hin und her: Es ist höchst an der Zeit, dass ihre Freunde flüchten können. Tagsüber das Verstecken im Kohlenkeller und in der Nacht alle in der kleinen Wohnung. Das wird mir schon langsam zu viel. Hoffentlich werden sie heute Nacht abgeholt.

Verzweifelt murmelte sie in die gurgelnden Wellen der Salzach: „Wenn die uns erwischen, sind wir alle dran. Dann Gnade Gott!“

Der blondgelockte Dreijährige und das dunkelhaarige vierjährige Mädchen saßen eng aneinandergepresst im Keller. Auf einem Stapel von schmutzigen Kohlensäcken und einer alten Decke verweilten sie und grinsten einander an.

Und obwohl es erst am frühen Nachmittag war, saßen die Kinder und die Eltern des Buben im Halbdunkel. Das winzige Oberlicht war mit Kohlensäcken verhängt, zur Sicherheit, damit von außen keine Einsicht möglich war.

Amon, der Vater des Buben, stand plötzlich auf und streckte seine Beine durch. Er deutete auf sein rechtes Knie, das ihn schmerzte. Der Mann ging ein wenig auf und ab, zeigte den Kindern, dass sie sich ganz still verhalten sollten, und dann setzte er sich wieder zu seiner Frau Elisabeth. Elisabeth schielte ab und zu sorgenvoll zu den Kindern. David wetzte unruhig hin und her und deutete der Mutter, dass er Pipi müsse. Elisabeth deutete ihm zurück, dass es nicht gehe. Doch Lena, das Mädchen, stand auf und holte aus einer finsternen Ecke eine leere, sehr staubige Petroleumflasche, die sie Elisabeth reichte.

Elisabeth lächelte, erhob sich und nahm die Flasche dankbar an. Sie half David bei der wichtigen Verrichtung, wobei der Bub sich ganz verschämt hinter dem Vater versteckte, sodass Lena ihn auf gar keinen Fall sehen konnte.

Als David wieder neben Lena saß, tunkte das Mädchen ihre Zeigefinger kräftig in den Kohlenstaub und dann presste sie damit David einen schwarzen Punkt auf seine Nase. David machte es ihr sofort nach und drückte ihr einen Punkt auf beide Wangen. Die Kinder lachten leise und fühlten sich glücklich.